

Das Menschlein Matthias.

28]

Erzählung von Paul Sig.

„Nun erzählen Sie mir einmal ausführlich von Ihren Vergnügungen . . . wo Sie zu Hause sind . . . wie Sie Ihre freie Zeit verbringen. Lesen Sie Romane, gehen Sie auch zuweilen ins Theater? Das interessiert mich sehr!“ drang er weiter auf sie ein, indem er sich ihrer Rechten bemächtigte und das warme, zuckende Ding zwischen seinen Händen hätschelte.

Trotz aller Pein wagte sie nicht, diese Klammern abzuschütteln. Sie erzählte einem Bild an der Wand, daß sie gottlob schon lang über die Jahre hinaus sei, wo eine nur Flaufen im Kopf habe. Sie müsse ja auch für ihren Kleinen sorgen, der nun bald zehne sei, so daß ihr gar keine Zeit und Lust zu übermütigen Dingen bleibe. Der aufmerksame Hörer schien über die Mahen erstaunt.

„Was . . . noch so jung und hübsch und schon einen zehnjährigen Bubens? Das ist ja kaum zu fassen. Aber ich bitte sehr . . . fahren Sie fort!“ unterbrach er sich, als er ihre schluckende Bewegung merkte. „Gut, gut . . . wir werden auch ihn im Auge behalten!“

Der gunstreiche Herr ließ sich durch nichts von seinem Ziel abbringen. Brigitte hingegen verschluckte sich rein wie ein Schulkind, und schließlich konnte sie sich doch nicht mehr bewahren vor seinen lauernden, gleichenden Blicken. Jede noch so schlimme Wendung wählte sie eher ertragen zu können als dieses lähmende Schmeicheln und Streicheln.

„Aber jetzt muß ich fort, entschuldigen Sie,“ stammelte sie und suchte ihm die Hand sanft zu entwenden. Sie konnte die Gefühle der Untergebenen nicht anschalten, sich nicht fügen, daß sie nur einen listernen Verführer, keinen Prinzipal mehr vor sich habe . . .

Und richtig . . . da geschah es . . . da zog er sie mit den Worten: „Warum nicht gar! Man hat auch nicht jeden Tag so netten, guten Besuch!“ recht gewaltsam auf seine Knie, so daß sie keinen Arm mehr rühren konnte, und küßte sie unter allerlei zärtlichen Fragen: „Ist denn das so schlimm, wie? Das ist doch nicht weiter schlimm? Liebes, gutes Kind, wozu die Aufregung? Soll man nicht auch mal ein bißchen Freude an so . . . so süßen Sachen haben?“

„Aber nein! Bitte, Herr Herzfeld, das nicht! Um Himmels willen, lassen Sie mich los!“ wehrte sie sich schwach, völlig erschöpft von den ausgestandenen Nöten. Seine Augen waren feurige Ängeln, seine langenden Lippen hauchten einen süßlichen Geruch aus, sie wurde sinnverwirrt davon, einfach müd und matt. Ihr Körper fiel mit geschlossenen Lidern schwer, widerstandslos in seinen Arm, allein er fuhr in seinem Liebesdrange, immer kühner werdend, fort und merkte lange nicht, daß „das liebe, gute Kind“ nahezu ohnmächtig war. Endlich kam er doch zur Besinnung, und da er sich sodann redliche Mühe mit ihr gab, dauerte es auch bei ihr nicht lange. Aber der arglose Gemießer weckte etwas auf, was er noch nicht kannte.

Brigitte versetzte dem fetten Mann, der gerade dabei war, ihr Wein einzulösen, ihre Schläfen einzureiben, einen zornmütigen Stoß vor die Brust, so daß er das Glas wider Willen fallen ließ . . . dann ergriff sie hastig ihren Hut, den ihr der Besucher abgenommen hatte, und floh, in eine Wolke von Scham und Grauen gehüllt, an dem blöd starrenden Diener vorbei, treppab und hinaus, o Himmel, hinaus! Sie sah sich nicht mehr um. „Oh, jetzt tot umzufallen!“ war ihr erster Gedanke. Die Hölle kannte gewiß keine grausameren Qualen. Ihr war, als seien ihr die Kleider in Fetzen vom Leibe gerissen, als tasteten hundert gierige Hände nach ihren Blößen. Wie ein Brand, eine Kriegsurie schoß sie durch die Gassen.

„Bin ich ein herrenloses Tier, das jeder heben und fangen darf?“ fragte sie mit Siebenmeilenblicken, in einem Sturm, der alle Schiffe verschlang.

Es war ein schwüler Spätsommertag, die Luft bedrückend, ein niederer Wasserstand dazu, weshalb es am See entlang widerlich „fischelte“. Der lästige Geruch verfolgte Brigitte, als käme er aus dem Hause, dem sie eben entfloh. Alle Menschen hatten listerne, schmachtende Blicke und rochen nach

Schweiß, den Hund, die kurz und stoßweise atmeten, zischten Flammen aus dem Rachen, die angespannten Pferde ließen träg, verquält die Köpfe hängen. „Wie wenn die ganze weite Erde eine einzige Brunst wäre!“ durchfuhr sie ein Gedanke ihres gereizten, brausenden Blutes. War sie nicht aus lauter Galtlosigkeit und Seelenschwäche besinnungslos geworden? Wenig fehlte wohl, so hätte sie neue Schmach und Schuld auf sich geladen. Das wär's, was sie jagte! Ja, auch vor sich selber mußte sie noch fliehen.

Und als sie ihre Heimstätte völlig außer Atem erreichte, warf sie sich aufgewühlt, schmerzdurchdrungen auf die Knie vor dem, den sie suchte . . . mit allen Fibern des Herzens suchte . . . um sich selber zu vergessen . . .

Es gab nun keinen Zweifel mehr, sie hatte ihre Rolle als Musterfräulein ausgespielt. Wenigstens durfte sie nicht mehr daran denken, sich maufgefordert in der Bleiche sehen zu lassen. Wenn sie noch eine Stunde mit dem Gedanken umging, ihrem Beschützer, dem guten, teilnehmenden Herrn Wankel, alles anzuvertrauen, seinen Rat und Beistand zu erbitten, so kam sie bald auch davon ab. Sie hatte zuvor noch eine andere Prüfung zu bestehen, die das Maß des Menschenmöglichen überstieg und sie für lange der Gabe vernünftiger Ueberlegung beraubte.

Gegen Abend erschien die Freundin Labhart, begleitet von der gefässigen „Ersten“, um Brigitte einen Besuch abzustatten. Daß er nicht von beiden Seiten gut gemeint sein konnte, sah diese auf den ersten Blick.

„Erschreck mir nicht!“ drang Fräulein Labhart gleich auf die verstörte Freundin ein. „Ich bin gekommen, um Dir in einer schwierigen Sache beizustehen.“ Sie schlang schnell beide Arme um den Hals der Bedauernswerten. „So traurig es ist, daß ich Dir so etwas überhaupt überbringen muß . . . ich tu' es ja nur, damit Du fühlst, wie felsenfest ich an Dich glaube. Also heut, in der Mittagspause, sind aus der Ausrüsterei drei Gipürespitzen gestohlen worden. Man hat sie am Vormittag noch den vier Visiten gezeigt, nachher jeden Winkel durchsucht, aber nichts gefunden. Und weil Du nach zwölf noch oben warst, hingegen heut nachmittag nicht gekommen bist, ist der Verdacht eben auf Dich gefallen. Ich hab' mich umsonst für Deine Ehrlichkeit verbürgt. Mister Green ist außer sich und will Dir die Polizei auf den Hals schicken, wenn Du nicht sagst . . . nicht zugibst . . . daß wir in Deiner Gegenwart nachsehen. Sträub Dich um Himmels willen nicht, laß diese da machen, was sie will . . . ich weiß, sie wird hier nichts finden!“

Während dieser unter Tränen und vielfachen Beschwich-tigungen erfolgten Aufklärung war Brigittes anders gesonnene Nibalin bereits an die Arbeit gegangen. Mit den harten Worten: „Es tut mir leid, ich bin dazu hergeschickt,“ riß sie zuerst die Schublade der Kommode auf, zog ein Stüd Wäsche nach dem anderen heraus, durchstöberte den Kleiderschrank, schlug das Bett auseinander, griff hinter den Spiegel, blickte unters Kanapee und stellte sich zuletzt, nach den ergebnislosen Mühen, erbittert und zum Äußersten entschlossen, vor die beiden anderen hin, die sich immer noch weinend umschlungen hielten.

„Ich bin leider noch nicht fertig. Mir scheint, ich hätte besser an einem anderen Ort zu suchen angefangen!“ erklärte die alte Jungfer, welche allerdings schon manche böse Erfahrung mit ihren Untergebenen gemacht hatte. Und da die zwei heulenden Weibsbilder sie nicht zu verstehen schienen, fuhr sie, deutlicher werdend, fort: „Es ist Ihnen ja wohl noch bekannt, wo die im vergangenen Winter ertappte Schelmin die Spizen versteckt hatte. Sie war damit auf den Abtritt hinaus verschwunden und hat sie sich ganz einfach um den Leib gewickelt . . . Wenn Sie also ein gutes Gewissen haben, Jungfer Böhi . . . ich denke, vor uns beiden brauchen Sie sich nicht zu genieren. Im Weigerungsfall müßt' ich eben die Polizei zu Hilfe nehmen. Sie begreifen ja, ich tu' halt meine Pflicht. Sie würden an meiner Stelle ebenso handeln!“

Die Angeklagte löste sich langsam, mit geisterhaftem Blick aus der Umklammerung ihrer Getreuen, die nun auch keinen Zutritt mehr wußte. Mit Müß' und Not kam sie noch aufrecht zu stehen.

„Stillhalten kann ich ja . . . suchen Sie nur!“ schluchzte sie auf. Dann brach sie aber gleich mit einem wilden Schrei,

der den anderen zuerst wie ein notgedrungenes Bekenntnis klang, zusammen. Das gehegte Bild wälzte sich am Boden, stieß mit Händen und Füßen um sich, schlug den Kopf gleich einer Epileptischen gegen die Dielen und hörte nicht auf zu schreien, so daß die ganze Stube in wenigen Minuten voll von neugierigen Menschen war. Man mußte annehmen, sie sei auf einen Schlag rein um den Verstand gekommen, denn sie heischte unausgesetzt einen Schirm.

„Ich will meinen Schirm wieder haben. Meinen Schirm . . . er hat ja noch meinen Schirm . . .“

Niemand begriff, was diese Worte zu bedeuten hatten. Es war der helle Wahnsinn. Und erst als ein Arzt erschien, der aus menschlicherem Grunde die völlige Entkleidung der Verwirrten ins Werk setzte, überzeugte sich die eifrige Kriminalistin, daß der schreckliche Aufschrei kein Schulbekenntnis gewesen sein konnte.

Schon tags drauf mußte der Amerikaner unter den jungen Ausrüsterinnen ein neues Musterträulein wählen: das alte war für geraume Zeit nicht mehr fähig, den gewohnten Dienst zu verrichten. (Fortf. folgt.)

Michelangelo und seine Gönner.

Aus der Geschichte päpstlicher Kunstpolitik.

Von Wilhelm Hausenstein.

Ueber der ungeheuren Gewalt der Werke Michelangelos vergißt man, daß diese Werke vor den Augen des Meisters selbst nichts gewesen sind als Bruchstücke. Man vergißt auch, daß Michelangelo nach jeder eigenen tiefsten Ueberzeugung sein Schaffen noch viel herrlicher hinausgeführt haben würde, wenn ihm die verhängnisvolle Günst mehr eifler als funfberjändiger Päpste die volle Freiheit gegeben hätte, deren er bedurfte. Gewiß: Michelangelo nahm es bis zu einem bestimmten Grade dankbar auf, wenn ihm die Päpste monumentale Aufträge gaben — insofern nämlich, als es besser war, überhaupt Aufträge zu erhalten als gar keine. Daß dem Meister aber jede begonnene große Arbeit von den Herren vergällt wurde, ist eine tragische Wahrheit. Das Maß päpstlicher Launenhaftigkeit, päpstlicher Kleinlichkeit und päpstlicher Anmaßung, das von dem genialen Künstler ertragen werden mußte, ist ein Faktum, von dem man nicht spricht. Und dennoch ist gewiß, daß es die frei schwärmende Kraft des Meisters gebrochen hat.

Als Michelangelo 1496 auf Einladung des Kardinals Riario nach Rom kam, erlebte er seine ersten Enttäuschungen. Er mußte kümmerlich leben und erhielt wenig Arbeit nach seinem Bedürfnis. Ein Künstler war für die Kirchenfürsten, die in der erhabenen Rolle des Gönners auftraten, doch immer nur ein Instrument ihrer erlauchten Eitelkeiten.

Im Jahre 1503 kam Julius II. auf den päpstlichen Stuhl. Michelangelo lebte damals in Florenz. Er war gerade mit den Vorarbeiten zu einem mächtigen Freskogemälde für den Florentiner Ratsaal beschäftigt. Der Ruf des Papstes unterbrach ihn mitten im Werk: es ist nie zu Ende geführt worden. So war die päpstliche Günst von vorherin verhängnisvoll. In Rom sollte Michelangelo nun den Papst bei dessen Lebzeiten ein Monumentalgrab schaffen. Der Meister ging mit Eifer an die Arbeit. Der Papst aber verjämte in der übelsten Weise die Erfüllung seiner finanziellen Verpflichtungen, ließ Michelangelo den Marmor wider die Abrede aus eigener Tasche bezahlen, weigerte sich in der gemeinsten Form, den flegenden Künstler zu empfangen und bedrängte ihn auf der anderen Seite, da er ihm nicht rasch genug arbeitete, wiewohl Michelangelo jederzeit seine ganze kolossale Arbeitskraft einzusetzen pflegte. Die Lage war schließlich so unerträglich, daß Michelangelo aus Rom flüchtete und nach Florenz zurückkehrte. Michelangelo schrieb damals an einen ihm befreundeten Architekten: wenn er länger in Rom geblieben wäre, hätte er eher sein eigenes Grab als das Grab des Papstes vollendet.

Es kam einige Zeit darauf zu einer Versöhnung zwischen Michelangelo und dem Papst, und die Arbeit im Dienste des Papstes wurde wieder aufgenommen. Allein Michelangelo durfte an dem Juliusgrab nicht weiterarbeiten. Nach den Darstellungen des Vasari hätte der Papst den Intrigen einer Michelangelo feindlichen Künstlerpartei, die von dem Architekten Bramante geführt war, sein Ohr geliehen. Sicher ist, daß Julius eines Tages dem Meister befahl, die Arbeit am Grab abzubrechen und in der florentinischen Kapelle die Dede auszumalen. Diese sonderbare „Günst“ war tatsächlich eine taktische Herausforderung. Michelangelo war Bildhauer, nicht Maler und wollte nichts anderes sein als Bildhauer. Er weigerte sich, die Arbeit zu übernehmen. Dem wiederholten Befehl des Papstes fügte er, der mittellos war, sich schließlich doch. Er spannte seine Kraft bis zum äußersten an und schuf eine Malerei, die den Papst und die Weider zur Bewunderung zwang. Aber auch diese Arbeit verlief nicht ohne wüste Beleidigungen Michelangelos durch den Mäcen. Vasari, der ein Schüler Michelangelos war, meldete: „Michelangelo vollendete in zwanzig Monaten die Kapelle ganz allein ohne irgend eine andere Hilfe als

die des Farbenwebers. Michelangelo hat sich oft darüber beklagt, daß er durch die Ungeduld des Papstes verhindert gewesen sei, dies Werk, wie er wohl gewünscht hätte, nach seinen Ideen auszuführen, da der Papst ihn unaufhörlich mit der Frage belästigte, wann er fertig sein würde. Und als er ihm nun einmal antwortete: „Ich werde enden, sobald ich mir in Rücksicht der Kunst genug getan habe“, entgegnete ihm der Papst: „Wir aber wollen, daß Ihr Uns genügt, und Unser Verlangen ist, es schnell gemacht zu sehen“, und fügte hinzu, wenn solches nicht bald geschehe, werde er ihn vom Malgerüst herabwerfen lassen.“

An anderer Stelle schreibt Vasari: „So geschah es einmal, daß Michelangelo sich Urlaub ausbat und Geld, um . . . nach Florenz zu gehen, und der Papst sprach: Gut! Doch wann wird meine Kapelle fertig?“ — worauf Michelangelo antwortete: „Sobald ich kann, heiliger Vater!“ Da schlug der Papst mit einem Stok, den er in der Hand hatte, nach ihm und rief: „Sobald ich kann! Sobald ich kann! Ich will Dich wohl dazu dringen, sie fertig zu machen, Ja!“

Julius starb 1513. Ihm folgte Leo X. aus dem florentinischen Patrizierhause der Medici. Michelangelo hatte gehofft, nach der Vollendung der florentinischen Dede das Juliusgrab vollenden zu dürfen. Der Papst Julius widersprach nicht. Aber was nun endlich möglich schien, wurde durch die Ungunst des Schicksals vereitelt: durch den Tod des Papstes. Leo X. dachte nicht daran, den Künstler zu schonen. Michelangelo mußte wieder aufhören und mußte seine Kraft in den Dienst des ästhetischen Ehrgeizes des neuen Papstes stellen, der von Michelangelo die Lorenzokirche in Florenz mit einer Brunnfassade ausstatten lassen wollte. Unter Tränen gab Michelangelo die Arbeit am Juliusgrab auf. Aber als sich Michelangelo endlich in die neue Arbeit eingelebt hatte, taten sich auch da Schwierigkeiten auf. Michelangelo lebte damals wie so oft in den schwierigsten materiellen Verhältnissen. Der Papst zahlte schlecht. Es kam auch zu rein persönlichen Konflikten. Kurzum: Auch dieses Werk blieb Fragment.

Als Leo 1521 starb, kam ein stumpfer Holländer auf den päpstlichen Stuhl, Adrian VI., den man genügend charakterisiert, wenn man berichtet, daß er Lie von Michelangelo mit herrlichen Leibern ausgemalte florentinische Kapelle eine Stube voll nackter Leute nannte.

Es folgte Clemens VII., wie Leo ein Mediceer. Wiederum mußte Michelangelo an neue Arbeiten herantreten. Diesmal handelte es sich um die Aufgabe, ein mediceisches Brunngrab zu schaffen. Auch diese Arbeit konnte nicht vollendet werden, da sich Michelangelo auf diese Arbeit nicht ohne Rest konzentrieren durfte, und schließlich der Nachfolger des siebenten Clemens, Paul III., mit der überlieferten päpstlichen Rücksichtslosigkeit von Michelangelo wieder andere Leistungen forderte. Alle diese Herren hatten bei ihrer Aufträgen nicht etwa das Interesse der Kunst und des Künstlers, sondern lediglich ihr persönliches Herrscherinteresse im Auge. Michelangelo war ihnen allen nichts als ein Mittel, selbst berühmt zu werden.

Der schon genannte Clemens VII. aus dem Hause Medici scheint eine besonders unrühmliche Rolle gespielt zu haben. Der Herr wollte eine möglichst glänzende Kunst, die möglichst wenig kostete. Michelangelo hatte über diesen Kunstfreund einmal einen köstlichen satirischen Brief geschrieben, der nicht oft genug bekanntgemacht werden kann, da er dazu beiträgt, die sprichwörtlich gewordene „Mediceergüte“ in ihrem wahren Licht erscheinen zu lassen. Clemens, der einen dunklen Begriff davon hatte, daß Michelangelo für monumentale Arbeiten der rechte Mann sei, beschloß eines Tages, von Michelangelo einen vierzig Ellen hohen Marmorkoloz meißeln zu lassen. Der Koloz sollte an einer Straßenecke in Florenz gegenüber dem Mediceerpalais aufgestellt werden. Um Geld zu sparen, wollte der Papst den Koloz aber aus vielen kleinen Marmorstücken zusammensetzen lassen. Damit zeigte sich sein plattes Unverständnis dem Künstler gegenüber. Denn wenn er von dem Charakter der Kunst Michelangelos auch nur die blasseste Ahnung hatte, so mußte er wissen, daß Michelangelo immer alles dranwandte, um seine Werke aus einem einzigen Blod herauszubauen. Die ganze üble Sparerei des Mediceers hat Michelangelo nun in dem genannten Brief an einen Freund geäußert. Der Brief lautet:

„Der Koloz würde am besten in der Gegend des Barbierladens am Palazzo Riccardi stehen. Und da man sich vermutlich nur ungern darauf einließe, die Barbierstube fortzunehmen, in Rücksicht auf die schöne Einnahme“ — die Medici bezogen eine Miete — „so habe ich mir gedacht, daß die Figur sitzend barge stellt werden könnte, und daß dann der Sitz so hoch gemacht würde, daß man, wenn das ganze Werk inwendig schön höhl bliebe (was ja auch ganz passend wäre, wenn es aus vielen Stücken gemacht werden soll), die Barbierstube unten drin anbringen könnte, so daß man die Miete nicht einbüßen würde. Und damit die Barbierstube dann eine Stelle habe, wo der Rauch entweicht, wie sie ja jetzt eine hat, so meine ich, daß man der Statue ein Füllhorn in die Hand geben könnte, das innen ebenfalls recht höhl sein müßte, um als Schornstein zu dienen. Ferner: da der Kopf ebenso höhl sein müßte, wie die übrigen Teile, so deucht mir, daß man auch daraus schließlich noch einen Vorteil ziehen könnte, da auf dem Platz ein Skulpturenhändler wohnt, der ein sehr guter Freund von mir ist und mir heimlich anvertraut hat, daß er einen schönen Taubenstich in dem Kopf des Koloz einrichten möchte. Mir fällt noch

eine andere Idee ein, die viel besser sei, aber freilich bedingen würde, daß man die Figur noch ein gut Stück höher macht — was übrigens leicht ginge, da man aus kleinen Stücken ja auch einen ganzen Turm bauen kann: nämlich, daß der Kopf als Glodenstuhl für die Kirche San Lorenzo dienen könnte, die eines Glodensturms dringend bedarf. Wenn man die Gloden im Innern einhängte, und wenn der Klang dann aus dem Munde des Kolosses läme, dann wäre es gerade, als ob der Kopf *Misericordia* — zu Deutsch: o Himmel, Gnade! — rief, besonders an den Sonn- und Festtagen, an denen man häufiger und auch mit den größeren Gloden läutet."

Das vernichtende Bild von dem Kopf der Kolossalfigur, der hohl ist wie die ganze Gestalt selbst und ein Taubenschlag sein könnte, aus dem ein Vogel nach dem andern herausfliegt, zeigt zur Genüge, wie Michelangelo über das hohle Räcenaantum seiner Gönner gedacht hat, die ihn nicht zur Ruhe kommen ließen, sondern ihn jeden Moment mit neuen Projekten behelligten.

Arbeitslos.

Von Otto Schifan.

"Vorläufig brauchen Sie nicht herzukommen; wenn Sie sich in vier Wochen zum Abstempeln der Karte hier sehen lassen, ist's immer noch früh genug." Mit diesen Worten schob mir der Nachweiser Buch und Karte durch den Schalter wieder zurück. Um mich von seinen Worten zu überzeugen, fügte er noch hinzu: "Sehen Sie sich mal hier um, wieviel Arbeitslose jetzt hier sind. Schauen Sie mal nach der Tafel. Sehen Sie sich mal um, wieviel Arbeitslose jetzt hier sind —"

Ja, ein bloßes Umsehen besagte schon alles. Der zur ebenen Erde gelegene Raum war schon vollständig überfüllt und trotzdem stand vor dem Schalter noch eine endlose Reihe Neuangekommener, um sich anzumelden und die Arbeitslosentarte mit entsprechender Nummer in Empfang zu nehmen. Die anderen saßen still auf den Bänken. Eine Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen. Einige standen hier und da vereinzelt oder in kleineren und größeren Gruppen, doch schien auch hier der Gesprächsstoff zu Ende. Alles schien so gedrückt, so redemüde und zur Unterhaltung nicht recht aufgelegt. Ja, wovon sollte wohl auch erzählt werden, wovon sollte man miteinander sprechen? Daß man bereits so und so lange arbeitslos ist, daß man nun seit einiger Zeit täglich morgens hierher kommt, um mittags mit demselben Resultat nach Hause zu gehen: immer noch keine Arbeit, immer noch arbeitslos! Davon brauchte keiner zu reden, das wußte jeder selbst. Eigentlich konnte es ja gar nicht anders sein. Es waren ja so viele da, die alle arbeiten wollten. So viele, die vielleicht für Frau und Kinder zu sorgen hatten. So viele, die nicht wußten, wo sie's hernehmen sollten, und wo vielleicht noch die fällige Miete fehlte. Mancher tröstete sich vielleicht im stillen, und mußte dann auf dem Heimweg die Hoffnung wieder um einen Tag hinauschieben —

Dann fielen mir die Worte ein: "Schauen Sie mal nach der Tafel". Dort hing sie bald hinter der Tür. Die Tafel schien eine besondere Anziehungskraft zu haben. Sie wurde von den zugänglichen Seiten belagert, und jeder Neuangekommene durchsuchte die Zahlenreihen: Ist meine Nummer schon dabei? Wird sie bald vermerkt werden? Ältere Kollegen, welche die Zahlen schlecht entziffern konnten, erhielten bereitwilligst Auskunft von den Jüngeren. — Auch ich mischte mich unter die Lesenden vor der Tafel, und lese: In der Woche . . . bis . . . sind anwesend die Inhaber der Nummern A 450 bis A 500. Meine Karte zeigt die Nummer B 489. Die Bezeichnung mit Buchstaben ist mir noch nicht bekannt. Ich sage zu meinem Nachbar, einem älteren, verheirateten Kollegen: "Stimm denn das, dort steht A 450 bis A 500 und meine Karte hat B 489." Mein Nachbar erwidert: "Ja, so giengs mir vor sieben Wochen auch. Aus der Bezeichnung mit Buchstaben ersehen Sie, daß noch zirka 1000 Arbeitslose vor Ihnen vorgemerkt sind." Ich schweige. Noch 1000 vor mir, dann werde ich nicht 4 Wochen, sondern mindestens noch 14 Wochen warten können —

"Ja, ja, die Zeit ist ernst. Es ist bitter. Die Arbeitslosigkeit wird immer größer. Im Vorjahre hatten wir um diese Zeit etwa 450 bis 500 Arbeitslose, und jetzt ist diese Zahl schon bis auf 1000 gestiegen," meint der Ältere.

Diese wenigen Worte besagen für mich genug. Still setze ich mich hinten auf die Bank.

Wie soll das noch werden? Soviel Menschen brotlos! Wovon sollen wir leben, existieren, uns ernähren? —

Ich denke zurück an meine Schulzeit. Damals, ich war etwa 13 Jahre, da wollte ich arbeiten, wollte helfen. Geld verdienen wollte ich. Die Zeit bis zu meiner Schulentlassung konnte ich kaum erwarten. Meine Eltern sagten zwar stets: "Junge, sei zufrieden, daß Du noch zur Schule gehen kannst!" Das habe ich wohl damals gar nicht verstanden. Wie freute ich mich auf den letzten Schultag: endlich nicht mehr nach Schule! Dann verging die Zeit wohl bald in der Lehre. Allerdings mußte ich doch zugeben, daß es jetzt keine Ferien, keine freien Nachmittage gibt. Doch ich tröstete mich: Du verdienst ja selber etwas, leider nur wenige Mark; doch wenn Du erst Gehilfe bist, dann ist das schon ganz anders. Und es war auch "ganz anders" gekommen. Denn nun begannen auch die Sorgen. Jetzt wurde aus dem Geldverdienen ein bitterer Kampf

um die Existenz, ums nackte Leben. Es war doch gar nicht so, wie ich mir das alles als Schulbursche vorgestellt hatte. Jetzt konnte ich die Worte meiner Eltern verstehen: "Junge, sei zufrieden, daß Du noch zur Schule gehen kannst!" Ach, wie gerne möchte ich wieder zur Schule, wie gern!

Dann fiel mir auch, was ich damals auch nicht so recht verstand, ein, daß es manchmal Sonnabends erst Mittag gab, wenn der Vater abends aus der Werkstatt kam. Dann mußte ich oft schnell noch das Nötigste heranziehen. Einmal — mir ist's, als wär es erst gestern gewesen — kam der Vater ganz erregt nach Hause. Ich bekam ordentlich Furcht, meine Mutter beruhigte mich jedoch wieder und meinte: "Vater hat im Geschäft Ärger gehabt. Sei nur hübsch ruhig. Geh ins Bett, Friß." Dann — wie ich im Bett lag, sprachen Mutter und Vater draußen noch weiter. Meine Mutter kam zu mir ans Bett, beim Gutenachtfluß weinte sie —

Am anderen Tage war unser Vater wie sonst. Wir gingen nachmittags nach der Heide, wie an den anderen Sonntagen. Doch am Montag wunderte ich mich: Vater ging nicht arbeiten. Ich freute mich dann mit meinem kindlichen Verstand. Wir hatten ja gerade Ferien, und da konnten wir beide, Vater und ich, schon vormittags nach der Heide gehen. Vater lächelte, als ich meine Gedanken zum besten gab. Dann sagte er: "Kommi, Friß, Du gehst mit Deinem Vater heute erst mal spazieren." Auch damit war ich natürlich einverstanden.

Vater erledigte "einige Besorgungen", wie er meinte. Wir gingen viele Straßen, kreuz und quer. Ich freute mich ordentlich und sagte: "Das ist aber schön, daß Du mit mir spazieren gehst. Du hast wohl jetzt auch Ferien?" Da wurde der Vater wieder ernst und erzählte mir einiges, daß er in der Werkstatt Ärger gehabt hätte mit dem Meister, der mit ihm früher als Gehilfe zusammen gearbeitet hatte. Und daß dieser Konflikt dann zur Lösung des Arbeitsverhältnisses geführt hätte.

Damals begriff ich das wohl nicht alles. Aber später wurde mir alles klar und jetzt, wo es mir selber so ergangen, da verstand ich, daß es manchmal schnell, sehr schnell geht, wenn man sich erdreistet, beim Verkauf der eigenen Arbeitskraft ein energisches Wortchen mitzureden. Auch wenn man sich sonst nicht willfährig genug zeigt, ist man oft schnell genug "draußen". —

Zehn harte, dumpe Schläge der nahen Turmuhr weckten mich aus meinem Dahinbrüten und Sinnen. Der Raum hatte sich inzwischen erdrückend gefüllt. Alle arbeitslos. Hunderte von schwierigen Händen müssen ruhen, können nicht schaffen, nichts verdienen. Und was ich hier sah, das war ein Teil unserer Branche. Wie mag es in den anderen Berufsgruppen aussehen? Besser? Wohin man hörte, überall die gleiche Antwort: Hunderte, Tausende arbeitslos, ohne Beschäftigung. Wie groß mußte die Not und das Elend in einigen Monaten sein? Es schien mir schrecklich, daran zu denken!

Ich hatte das Bedürfnis, mich von diesem Ort des Jammers zu entfernen. Fort, fort! Um diese Stätte des Elends nicht zu sehen. Ich dränge mich nach der Tür durch. Wohin ich blicken kann: der Flur, der Hof angefüllt mit einer wogenden, stillen Menschenmenge: Arbeitslose. Jünglinge, Greise, auch Frauen und Blutsjunge Mädchen darunter. Manchem sieht man die Schwindsucht vom Gesicht ab. Mich packt eine Unruhe, Grauen, Wut! Nur schnell fort von diesen Stätten der Unterernährung.

Ich erreiche die Straße und: vor dem Eingang stehen in behäbiger Ruhe zwei Schutzleute, als Hüter der Ordnung und des Gesetzes, die Brownings umgeschulkt. Ich möchte aufschreien, so lächerlich — nein —, so provozierend wirken diese Staatsstützen inmitten ausgehungert, müde gemachter Arbeiter. Welche Ironie! Was wollt Ihr hier, an dieser Stätte des Jammers? Wenn der Wagen allzu sehr knurrt, wenn sich der Schmachtriemen nicht mehr enger ziehen läßt, wenn dieses Heer der Darbenden immer mehr anschwillt: Was wollt Ihr dann tun?

Und wenn dieses Elend, dieser reizbare Zustand, durch Eure Anwesenheit noch mehr aufgepeitscht wird, wenn sich dann tausend und abertausend schwierige Hände zu Fäusten ballen: Was macht Ihr dann? Ihr Wächter und Stützen des Kapitalismus!

Ja, dann kommt nur, holt Verstärkung, holt Militär, unsere Brüder und Kameraden in der Uniform, holt sie doch! Heraus mit der Klempe! Heraus mit dem Browning, laßt Maschinen-gewehre, laßt Geschütze gegen uns auffahren. Gegen ausgehungerte Menschen, die Ihr provoziert, deren Geduld Ihr unaufhörlich reizt!

Wagt es, unseren Jammer bis ins Unendliche zu steigern: Tausende von geballten Fäusten werden sich zu Millionen, werden sich zu Unzähligen verdoppeln. Alle, alle, die unter Eurem Joch ringen, durch Euch getreten und getnechtet werden, werden sich zum Kampfe gegen Eure auf Bajonette gestützte Macht erheben! Die Waffen dieser Unzähligen sind anders und stärker als die Euren. Mit rohem Eisen trifft man sie nicht.

Was macht Ihr dann?!

Kleines Feuilleton.

Auch ein Beitrag zur Kultur. Man sollte nicht glauben, welche Bestrebungen sich heute nicht alle als Kulturbestrebungen ausgeben! Da gibt zum Beispiel Herr Dr. Heinrich Ruder eine Zeitschrift heraus, die den Titel führt: "Kultur der Familie". Ausrierte

Monatschrift für die geistigen, künstlerischen und wirtschaftlichen Belange der Familie." Da mir von diesem Blatt und seinem Herausgeber und Redakteur nichts weiter bekannt war als der Name, war ich nicht genug, anzunehmen, daß die Zeitschrift Interesse habe für alles, was Familien- und Kulturwerte in irgendeinem Zusammenhang berühre, und sandte demzufolge kürzlich einen entsprechenden Beitrag ein, dem ich nichts weiter als meine Adresse hinzufügte. Dies hat Herrn Dr. Pudor aber nicht genügt. Er schrieb mir vielmehr einen Brief beifolgenden Wortlauts:

"Fr. Julie Gottschalk. Ich erhielt von Ihnen ein Manuskript: „Die Mutter in der bildenden Kunst" und teile Ihnen mit, daß wir vorläufig kein Honorar zahlen. Sind Sie Mitglied des deutsch-völkischen Schriftstellervereins? Bitte auch, da ich Sie nicht kenne, um Angabe, ob Sie auf christlichem Boden stehen und deutscher Abstammung sind.

In Hochachtung
Dr. Heinrich Pudor."

Empört und beunruhigt zugleich antwortete ich darauf:

"Redaktion „Kultur der Familie", Leipzig. Da ich nicht, wie Sie anzunehmen scheinen, nur zum Vergnügen arbeite, sondern wie die weitaus meisten Menschen vom Ertrag meiner Arbeit leben will, muß ich Sie um umgehende Rücksendung meines Manuskriptes ersuchen. Im übrigen besteht die Aufgabe eines Redakteurs, dem ich einen Beitrag einsende, meines Erachtens lediglich darin, zu prüfen, ob dieser Beitrag für sein Blatt geeignet ist oder nicht; mit meinen Personalien hat er sich jedenfalls nicht zu befassen. — Ich will Ihnen aber trotzdem gern verraten, daß der Boden, auf dem ich stehe, jeweils wechselt; es dürfte manchmal privater, öfters aber fiskalischer Boden sein, und dann also jedenfalls christlicher. Ob die Reihe meiner deutschen Ähnen und Urahnen lidenlos ist, kann ich im Augenblick nicht feststellen, da ich diese „Belänge" meiner Familie bis jetzt noch nicht untersucht habe, was freilich vom „deutsch-völkischen" Standpunkt sehr unrecht sein mag.

Hochachtungsvoll
Julie Gottschalk."

Ich erwartete nun natürlich, daß mein Manuskript ohne ein weiteres Wort zurückkommen werde. Welch ein Irrtum! Die „deutsch-völkischen" Herren verstehen offenbar nicht besonders gut deutsch; sie hatten weder den Sinn meiner ernsthaft gemeinten Worte, noch die Ironie der beiden Schlußsätze erfaßt. Denn, ich erhielt nun von Seiten des Verlegers der Zeitschrift folgende Zuschrift:

"Berehrtes Fräulein! Ich habe Ihren Beitrag gelesen und teile Ihnen mit, daß er meinen Beifall findet. Aus Ihrer Antwort habe ich gern ersehen, daß Sie auf christlichem Boden stehen, bitte Sie aber, mir nun noch über Ihre Volkszugehörigkeit nähere Angaben zu machen.

In Hochachtung
Max Koch."

Ich erwiderte nun:

"Redaktion „Kultur der Familie", Leipzig. In Erwiderung Ihrer Zuschrift vom 13. d. M. verweise ich hiermit auf den Inhalt meiner Postkarte, die Sie anscheinend durch eine eigenartig gefärbte Brille gelesen haben. Anderenfalls hätten Sie nämlich merken müssen, daß ich 1. Sie ausdrücklich um umgehende Rücksendung meines Manuskriptes ersucht habe, ein Ersuchen, das ich hiermit dringend wiederhole; daß ich 2. mir Ihre Fragen nach meinen persönlichen Verhältnissen deutlich genug verbeten habe. — Im übrigen muß ich entsetzlich Ihren außerordentlichen Scharfsinn bewundern, der eine ihm erwünschte Geistes- und Sinnesrichtung selbst aus solchen Worten herauszieht, in denen man sich — auch für ziemlich naive Gemüter deutlich bemerkbar — über Sie lustig macht. Ich muß daher Ihre Freude über meinen vermeintlichen Standpunkt „auf christlichem Boden" erheblich dämpfen, indem ich Ihnen — obgleich dies, wie gesagt, Sie eigentlich nichts angeht — verrate, daß ich Freigeist bin. Hoffentlich beschleunigt diese Mitteilung die Rücksendung meines Beitrags.

Hochachtungsvoll
Julie Gottschalk."

Ich hoffe, daß dies nun deutlich genug war! J. G.

Erziehung und Unterricht.

Die Spracherziehung der Taubstummen durch den Film. Mit bewundernswürdiger Geduld und Hingabe lassen es sich unsere Taubstummenlehrer angelegen sein, den armen taubstummen Kindern die Mechanik der Wortbildung so weit zugänglich zu machen, um ihnen das Sprechen zu ermöglichen. Der Lehrer spricht dem taubstummen Schüler zu diesem Zweck mit sorgfamer Artikulation die Worte vor, während der Schüler durch Berühren des Kehlkopfs und Vorhalten der Hand vor den Mund des Lehrers sich über die Dichtigkeit der Schwingungen und des Quantums des verwendeten Atems unterrichtet, um dann durch Gefühl des eigenen Kehlkopfs und Kontrollierung der eigenen Atemzüge die Möglichkeit zu erhalten, es seinem Lehrer gleich zu tun. Auf diesem Wege kommt er allmählich in die Lage, seinem tonlosen Kehlkopf der

Geräusche abzurufen, die für die Verständigung mit anderen Personen wenigstens einen Nothelfer bilden, während er andererseits durch andauernde Übung die Fähigkeit erlangt, die Worte, deren Sinn ihn der Unterricht vermittelt hat, von dem Munde der Sprechenden abzulesen.

Professor Marihelle vom Pariser Taubstummeninstitut hat auf Grund dieser Lehrmethode, daß die verschiedene Mundstellung bei der Aussprache der Worte darstellende Lichtbild in den Dienst des Taubstummenunterrichts gestellt. Die Erfolge, die er damit erzielt, haben seinen Erwartungen durchaus entsprochen. Vorgesessene Schüler des Instituts konnten aus der Mundstellung der auf dem Film erscheinenden Personen die dieser Mundstellung entsprechenden Worte mühelos erkennen und waren in der Lage, die photographierten Phrasen geläufig vom Film abzulesen. So ist der Kinetograph für die Taubstummen nicht nur eine Quelle der Unterhaltung und Belehrung, sondern stellt auch für den Unterricht ein wertvolles Hilfsmittel dar, das zwar den Lehrer nicht entbehrlich machen kann, wohl aber geeignet erscheint, den Unterricht durch die lebendige Anschauung in bemerkenswerter Weise zu ergänzen und zu vervollständigen.

Landwirtschaftliches.

Elektrifizierte Hühner. Die Versuche, die in England seit einiger Zeit angestellt werden, um durch den Einfluß der Elektrizität das Wachstum der Hühner zu beschleunigen, sind von einem überraschenden Erfolge gekrönt worden. Die Resultate sind wirklich ganz erstaunlich. Die Küken, die in ihrer Entwicklung durch einen besonders konstruierten Apparat „angeregt" werden, wachsen fast zweimal so schnell als die Tiere, die ohne dieses Mittel aufgezogen werden; der Gewinn wird also um das Doppelte vergrößert und zugleich werden die Futterkosten um die Hälfte verringert.

Interessante Einzelheiten über diese seit längerer Zeit ausgeführten Versuche werden in der „Daily Mail" mitgeteilt. Auf der Geflügelfarm von Weech in Poole, Dorsetshire, wurden 3000 Küken gezüchtet, von denen 1500 in gewöhnlicher Weise behandelt und die anderen 1500 dem Einfluß der Elektrizität ausgesetzt wurden. Da die Tiere sonst unter den ganz gleichen Bedingungen standen, boten sich die denkbar besten Vergleichsmöglichkeiten. Das wichtigste Resultat der elektrischen Wirkung war, daß die sonst sehr große Sterblichkeit während der ersten Tage nach dem Auskriechen sehr abnahm. Die Tiere, die der neuen Methode unterworfen werden, sind in eigens für sie erbauten Häusern untergebracht, denen durch eine besondere Anlage elektrische Ströme zugeführt werden. Diese Ströme werden von 7 Uhr morgens bis 6 Uhr nachmittags jede Stunde 10 Minuten lang eingeschaltet. Die Tiere zeigen dabei in ihrem Benehmen nichts Ungewöhnliches; nur haben sie nichts von der sonst bei Küken üblichen Scheu an sich, sondern sind lebendiger, nehmen viel rascher an Gewicht zu und geben überhaupt eine bessere Qualität als die unter gewöhnlichen Bedingungen aufwachsenden Tiere.

Man wird die Versuche jetzt weiter ausdehnen und beobachten, wie sich die elektrifizierten Hühner in der zweiten Generation entwickeln, welchen Einfluß diese Behandlung bei Hennen auf das Eierlegen hat, und erhofft einen neuen Aufschwung der Hühnerzucht von der Elektrizität.

Technisches.

Die große Talsperre im Euphrat. Auf das Riesenergebnis der Staudämme des Nils jetzt die Wiederbelebung von Mesopotamien folgen. Ehemals eins der fruchtbarsten Gebiete der Welt, ist es seit dem Verfall der im Altertum geschaffenen Bewässerungsanlagen in den Zustand der traurigsten Wüste zurückgefallen. William Willcox, der auch die Seele der gewaltigen Arbeiten im Nilstal gewesen ist, will jetzt mit dem Raubersjab der modernen Technik auch den Segen des alten Mesopotamiens wieder zurückrufen. Seine Pläne werden nach völliger Ausführung etwa 460 Millionen Mark beanspruchen, aber man hofft, daß diese Summe gut angelegt sein wird. Bis jetzt sind schon 100 Millionen ausgegeben worden, um den ersten Teil der Arbeiten auszuführen, die als das Felsujaprojekt bekannt sind. Am 2. Dezember ist die große Talsperre des Euphrat bei Felsuja etwa in der geographischen Breite von Bagdad eröffnet worden, durch sie werden etwa 1 1/2 Millionen Hektar, die früher zum schönsten Ackerbauland gehörten, zum größten Teil wieder dieser Bestimmung zugeführt werden. Nach Verwirklichung des ganzen Planes wird der Tigris, der Euphrat und der See von Akkar auf ein System von Dämmen und Kanälen darstellen, wodurch der Weizenboden mit Wasser gespeist, vor Ueberschwemmungen und vor schädlichem Schlamm geschützt sein wird. Man rechnet darauf, daß die Fläche des Kulturlandes wenigstens verdoppelt, der Weizenantrag längs des Euphrat verdreifacht werden wird. Außerdem wird eine großartige Vermehrung des Baumwollbaues beabsichtigt. Die Regulierung beruht hauptsächlich darauf, die Flutwässer des Euphrat in die Senken des Nison abzuleiten. Dann wird die Erbauung eines großen Mittelkanals zur Wasserzufuhr vom Euphrat und Tigris geplant, ein Bewässerungskanal in der Richtung auf Bagdad, ein anderer entlang dem rechten Ufer des Tigris und auch eine Eisenbahn am linken Ufer dieses Kanals zur Beförderung